

Die Geschichtswissenschaft und die Nachhaltigkeitsdebatte

Wie sich aus der Vergangenheit alternative Modelle zum aktuellen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem präsentieren lassen (ohne der Verklärung zu verfallen, früher sei alles besser gewesen), zeigt die Mannheimer Professorin für Mittelalterliche Geschichte Annette Kehnel in ihrem Buch „Wir konnten auch anders: Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit“.

Von Michel Pauly



Maßlosigkeit und Unersättlichkeit galten hingegen als Übel. „Das Schlaraffenland“ Peter Bruegels d. Ä., alte Pinakothek München.

Vor einem halben Jahrhundert (1972) warnte der aus einer Privatinitiative entstandene Club of Rome vor den Grenzen des Wachstums: die der Menschheit zur Verfügung stehenden Ressourcen aus der Natur würden sich in absehbarer Zeit dem Ende zu neigen. Zehn Jahre später (1983) schuf die UNO die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung, die 1987 den Brundtland-Bericht herausgab, in dem erstmals der Begriff der nachhaltigen Entwicklung definiert wurde: Die Welt müsse die Entwicklung so steuern, dass „die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt werden, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.“ Nunmehr waren auch die Staaten involviert und 1992 fand in Rio de Janeiro die erste UN-Konferenz über Umwelt und Entwicklung statt. Seither haben zahlreiche Tagungen und Forschungsprojekte Wissenschaftler aus allen denkbaren Disziplinen zusammengebracht, um die Erderwär-

mung und die schwindende Biodiversität zu studieren und Gegenmaßnahmen zu empfehlen. Und doch ist keine Trendwende zur Abwendung der drohenden Klimakatastrophe zu erkennen. Die Menschen in den Industrieländern handeln weiter so, als seien sie von der Ge-

Der Blick in die Geschichte eröffnet neue Denkräume, ermutigt zu Alternativen, bietet Anregungen für eine Zukunft jenseits von Gewinnstreben und Eigennutz.

Historikerin Annette Kehnel

fahr einer Klimakatastrophe durch Überhitzung und Artenschwund nicht betroffen. Diese „kognitive Dissonanz“ – trotz besseren Wissens ändert man sein Verhalten nicht – blendet die Zukunft unserer Kinder und Enkel völlig aus, weil die Erwachsenen von heute die Konsequenzen nicht mehr zu Lebzeiten erwarten müssen und die jetzt erforderlichen Überlebensstrategien erst nach Jahrzehnten Wirkung zeigen werden.

Eine Disziplin hat sich bislang wenig in diese Debatte eingeschaltet: die Geschichtswissenschaft, wohl weil die meisten ihrer Vertreter davon ausgehen, dass sie die Vergangenheit erforschen und nicht die Zukunft voraussagen können, und weil die Hoffnung, dass die Menschheit aus der Geschichte lernen würde, sich längst zerschlagen hat. Dabei müssten die historischen Wissenschaften sich in doppelter Hinsicht in ihrem grundlegenden Selbstverständnis herausgefordert sehen: Denn zum einen können sie aus der Vergangenheit alter-

native Modelle zum aktuellen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem präsentieren (ohne der Verklärung zu verfallen, früher sei alles besser gewesen), und zum anderen können sie aufzeigen, dass Geschichte immer von Menschen gemacht ist, also auch von Menschen verändert werden kann.

Kürzlich hat nun die Mannheimer Professorin für Mittelalterliche Geschichte Annette Kehnel ein Buch vorgelegt mit dem vielsagenden Titel „Wir konnten auch anders: Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit“ (Blessing Verlag, München 2021; 5. Aufl. 2023), das in Deutschland zum Bestseller aufstieg und mit dem NDR-Sachbuchpreis ausgezeichnet wurde. Die Autorin gab sich mir gegenüber überrascht von diesem Erfolg, doch angesichts der sehr gut lesbaren Sprache und der gelungenen Gliederung in kurze Unterkapitel ist der Leseerfolg durchaus verständlich.

Gesellschaften legten stärker Wert auf Zusammenarbeit

„Raus aus dem Käfig der Alternativlosigkeit“ lautet einer der Untertitel im Schlusskapitel. Annette Kehnel zeigt in ihrem Buch auf, dass es in der Menschheitsgeschichte schon immer Ansätze gab, um nachhaltig zu wirtschaften und das gemeinsame Schicksal im Blick zu behalten, auch als die klimatische Lage noch nicht so brenzlich war wie heute. Dabei hat für sie wie für die UNO Nachhaltigkeit drei Dimensionen: eine ökologische, eine ökonomische und eine soziale. Aus den vielen, anschaulich erzählten Beispielen seien im Folgenden ein paar herausgegriffen.

Zentral ist für Annette Kehnel, dass frühere Gesellschaften viel stärker Wert legten auf Zusammenarbeit, auf gegenseitige Unterstützung, auf kollektive Verantwortung. Als Beispiel nennt sie die Monte della Pietà in den norditalienischen Städten des Spätmittelalters, die frühkapitalistische Hochburgen waren. Dabei handelte es sich um regelrechte Mikrokreditbanken: Ein Bauer, dem es nach einer schlechten Ernte an Bargeld fehlte, um Saatgut zu kaufen, gab seinen Pflug im Frühjahr als Pfand und erhielt dafür einen Kredit zum Kauf von Saatgut; im Herbst konnte er dann nach der Ernte den Kredit zurückzahlen und den Pflug wieder in Besitz nehmen und die Felder für die nächste Aussaat vorbereiten. Zusätzlich stellte die städtische Finanzelite ihr Fachwissen unentgeltlich zur Verwaltung der Gemeinschaftsbanken zur Verfügung. Durch jährliche Rotation der Ämter – mancherorts auch der kommunalen – wurde keiner überfordert. Überhaupt war sich die damalige städtische Oberschicht ihrer Verantwortung für die Allgemeinheit klarer bewusst, vielleicht weil die Jenseitserwartung noch stärker wirkte. Viele städtische Gemeinschaftsprojekte wie der Bau von Kirchen, Hospitälern oder Brücken wurden mittels Crowdfunding finanziert, bei dem die Oberschicht der wichtigste Spender war, in der festen Erwartung einer Belohnung im Jenseits.

Kehnel verweist zudem auf die Generationengerechtigkeit, die früher viel bewusster gelebt wurde. Das Ablasswesen trieb zweifellos unschöne Blüten, doch wie bei Stiftungen – Kehnel nennt die Augsburger Fuggerei, die bis heute arme Senioren aufnimmt; man könnte auch an die Stiftung des St. Johann-Hospitals in Stadtgrund durch Gräfin Margarete von Luxemburg denken – ging es im Prinzip darum, dass Lebende durch Wohltaten und Geldspenden für ihr Seelenheil und das ihrer Vorfahren im Jenseits sorgten, d.h. mit ihrem karitativen Handeln Verantwortung über das Lebensende hinaus übernahmen, weil sie an eine „Gemeinschaft der Lebenden und der Toten“ glaubten, wie es im Credo heißt. Nachhaltigkeit dank Angst vor dem Fegefeuer! Oder wie Annette Kehnel in einem Interview mit der „taz“ formulierte: die mittelalterliche Version des Verursacherprinzips. Und das funktioniert nur, wenn es eine nachfolgende Generation gibt, die für das Seelenheil der Verstorbenen betet.

Das Suffizienzprinzip findet sich auch bei den Handwerkerzünften – ein von Kehnel nicht

zurückbehaltenes Beispiel –, die nicht mehr Betriebe zuließen, als der städtische Absatz benötigte, um so jedem seine „Nahrung“ sicherzustellen. Das war nicht nur ressourcenschonend, sondern garantierte auch dem Konsumenten gleichbleibende Qualität. Entgegen landläufiger Meinung gab es dennoch technischen und wirtschaftlichen Fortschritt und es konnte Kapital akkumuliert werden, um Prunkbauten zu errichten und in Kunst zu investieren.

Maßlosigkeit und Unersättlichkeit galten hingegen als Übel. Man denke an das von Kehnel zitierte Bild Peter Bruegels d. Ä. „Das Schlaraffenland“. Die gula galt als eine der sieben Todsünden, nicht nur weil sie ein privates Laster war, sondern auch weil sie der christlichen Solidarität und Nächstenliebe zutiefst widersprach. Es war eine frühe Warnung vor der Begrenztheit der verfügbaren Nahrungsmittel, die heute in den Empfehlungen zur Einschränkung des Fleischkonsums eine nunmehr nicht mehr religiös begründete Neuauflage erhält. Außer an den 40 Tagen vor Ostern wurde vielerorts auch im Advent vier Wochen vor Weihnachten gefastet; Abstinenz vom Fleischverzehr war an allen Freitagen und mancherorts auch mittwochs geboten. Die Wiedereinführung von Vegi-Tagen könnte sich als sinnvoll erweisen. Kehnel weist darauf hin, dass die sieben „Todsünden“ durchaus Nachhaltigkeitscharakter hatten und ihre Beachtung heute wieder Sinn machen würde: Hochmut, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Faulheit.

Der Umgang mit den natürlichen Ressourcen war im keineswegs finsternen Mittelalter eine konstante Sorge sowohl der bäuerlichen Produzenten als auch der städtischen Autoritäten. Raubbau an der Natur wurde ebenso streng bestraft wie die Nicht-Anlage von Getreidereserven in Städten. Während im Buch das Beispiel von Waldgenossenschaften zur nachhaltigen Waldbewirtschaftung erläutert wird, könnte auch an die Abholzungsverbote erinnert werden, die im 18. Jahrhundert im Herzogtum Luxemburg gültig waren. Wälder, Wiesen, aber auch die Felder nach der Ernte galten als Commons, die allen zu Verfügung standen, gerade auch den Ärmsten. Diese Gemeinwirtschaft wurde erst im Zuge des Agrarindividualismus im 18. Jahrhundert aufgehoben, das Privateigentum vom Zivilgesetzbuch Napoleons zur Norm erhoben. Ein anderes Beispiel aus Kehnels Buch für erfolgreiche Gemeinwohlwirtschaft und „sharing economy“ sind die Benediktinerklöster, deren Angehörige kein Privateigentum besaßen, da die Mönchs- bzw. Nonnengemeinschaft für jeden das Lebensnotwendige zur Verfügung stellte; sie können als Modell dienen sowohl für einen Ressourcen schonenden Umgang mit der Natur als auch

für soziales Denken und für den freiwilligen Verzicht als ein Mittel, um innere Freiheit und Zufriedenheit zu erreichen, wie schon von Diogenes in der Tonne oder Franz von Assisi vorgelebt.

Ein anderes Beispiel aus Kehnels Buch ist die bis ins 20. Jahrhundert als selbstverständlich angesehene Kreislaufwirtschaft und das Recycling bzw. die Reparatur von beschädigten Werkzeugen oder abgetragener Kleidung. Davon lebten ganze Handwerkszweige in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt. Aus Lumpen wurde z.B. Papier hergestellt. Der an der Uni Luxemburg tätige Historiker Stefan Krebs hat zusammen mit zwei Kolleginnen den „Kulturen des Reparierens“ in der jüngeren Vergangenheit ein Buch (transcript Verlag, Bielefeld 2018) gewidmet.

In Europa gab es vom 15. bis 17. Jahrhundert eine „kleine Eiszeit“, deren Realität Daniel Raths in einer Trierer Dissertation für den Moselraum untersucht hat (Rekordernten und Hungerjahre; Kliemedien, Trier 2022). Eine der schlimmsten Folgen der Ernteausfälle und Hungersnöte waren die gerade in unserem Raum sehr zahlreichen Hexenverfolgungen. Heute scheinen die Anhänger der konservativen Utopie des Weiteros (mit dem Wirtschaftswachstum, mit der Profitmaximierung, mit der Ausbeutung der Natur, mit dem Individualverkehr, mit der Sorglosigkeit, ...) Hexenjagd auf die Grünen zu machen, die der drohenden Klimakatastrophe mit Konsequenz (?) entgegenwirken wollen. Beispiele aus der Geschichte, bei denen der Überbringer einer schlechten Nachricht bestraft wurde, gibt es zur Genüge.

Und die historische Forschung in Luxemburg? Was trägt sie zur Nachhaltigkeitsdebatte bei? Auf den ersten Blick nicht sehr viel, weil Regierung und Universitätsleitung vor allem die Forschung zur Zeitgeschichte fördern. Hinsichtlich der frühneuzeitlichen Industriegeschichte wären zwar auch Projekte zu den ökologischen Überlegungen oder Fehlern etwa beim Bau der Schmelzen und dem Anlegen von Bergwerken von Interesse. Doch es sind eher die Mittelalterhistoriker, die schon zweimal die alle zwei Jahre stattfindenden *Journées lotharingiennes* einem Thema der Umweltgeschichte gewidmet haben: 2014 der Geschichte der Wälder und ihrer Nutzung in Lotharingen (Publications du CLUDEM, Bd. 43) und 2020/21 den natürlichen Ressourcen im selben Raum, der die Region zwischen Nordsee und Vogesen umfasst (CLUDEM, Bd. 53). Zu den Untersuchungsthemen gehörten etwa Energiequellen, Fischerei, Holzverarbeitung, aber auch Eingriffe in die Landschaft durch Weinbau oder Teichanlagen sowie die Auswirkungen der Abhängigkeit vom Klima. Die Begrenzung ihrer Forschung auf den lotharingischen Raum im Mittelalter entspricht durchaus den Erkenntnissen der Umweltgeschichte, denn gesicherte Ergebnisse sind nur in begrenzten Räumen und zeitlich engen Grenzen zu erwarten. Einer jüngeren Epoche wird das Masterseminar über Klimawandel und -aktivismus gewidmet sein, das Sonja Kmec 2023-24 zusammen mit Frédéric Clavert und Adrien Thomas anbieten wird.

Annette Kehnel sagt von ihrem Buch: „Der Blick in die Geschichte eröffnet neue Denkräume, ermutigt zu Alternativen, bietet Anregungen für eine Zukunft jenseits von Gewinnstreben und Eigennutz.“ Der Heidelberger Mediävist Bernd Schneidmüller schreibt: „Ein engagiertes und streitbares Buch, in dem die Sorge um die Zukunft den Blick neu in die Vergangenheit lenkt. Reich an einnehmenden Beispielen, überraschenden Alternativen und originellen Denkanstößen macht es deutlich, wie sehr wir die Geschichte für unsere Zukunft brauchen.“ Das sei auch den künftigen für Forschung und Hochschule verantwortlichen Politikern ans Herz gelegt.



Annette Kehnel: „Wir konnten auch anders: Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit“, Blessing Verlag, München 2021, 5. Aufl. 2023, 24 Euro.